

Nr. 249 Bydgoszcz/Bromberg, 30. Oktober 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hanne hatte ihre sehnigen, sonnenverbrannten Arme breitspurig auf den Tisch gelegt und nahm Heinrich fester unter die Augen: Man müßte jetzt halt warten, bis das Testament verlesen sei. Es würd sich ja kaum viel ändern, und da er sicher bald wieder nach Chur zurückkehren wolle, müßte man Johannes Aigner veranlassen, daß er das Testament schon am nächsten Sonntag öffne. Sie sehe ja ein, daß er jetzt von der bäuerlichen Arbeit, nichts mehr wissen wolle, aber brauche sich darüber nicht bekümmern, weil sie über den Sommer einen Knecht gedingt hätten . . .

Wenn Heinrich diesen Erwägungen auch wenig entgegenzusetzen hatte, so ärgerte ihn doch die Art, wie man ihn hier überging. Wie konnte man einfach sagen, daß er von der Bauersarbeit nichts mehr wissen wollte? Da er möglichst bald nach Chur zurückzukehren wünschte? — Kein Wort hatte er darüber verloren. Die Schwestern wollten ihn baldmöglichst wieder loshaben, und sie wollten ihm vielleicht nur nahelegen, daß er hier sein Heimatrecht verloren habe, seit der Vater tot war. Und das ärgerte ihn. Oder war es nicht geradezu herausfordernd, daß die Weiber sich jetzt schon als die Besitzer des Scheibenhofes aufspielten, obwohl das Testament des Vaters noch gar nicht bekannt war? — — Freilich wollte er ihnen den Hof nie streitig machen, und am liebsten wäre er ja morgen schon wieder nach Chur zurückgekehrt, aber schließlich erachtete auch er sich als ein Sohn des Scheibenhofers, der doch andere Rechte genoß als ein bloßer Gast des Hauses, für den man ihn offensichtlich nahm . . .

So lehnte er auch etwas schroff jedes Essen ab, das man ihm aufwarten wollte, und verlangte zur Ruhe, da er doch in der Hauptsache müd und schlafbedürftig sei . . .

Sofort brannte Hanne einen neuen Kienspan an und leuchtete ihm voran in die für ihn bereitstehende Kammer. Zu seiner Verwunderung führte sie ihn nicht in das Stüblein, in dem er früher immer, so lange er denken konnte, geschlafen hatte, sondern in die sogenannte „Bessere Kammer" über der Stube, in der man immer die Gäste des Scheibenhofes zu beherbergen pflegte. Hier stand der mit Silber- und Porzellanzeug und allen möglichen Andenken vollgestopfte Glasschrank und gegenüber ein großer bemalter Kleiderkasten. Zwischen dem Schrank und dem Fenster mit dem Kopfende in der Ecke stand die hochbeinige Bettlade mit überfüllten Kissen, und darüber hingen ein paar alte, fromme Bilder. Nur höchst selten hatte er früher diese Kammer betreten, überhaupt war es der einzige Raum des Hauses, der ihm fremdgeblieben war. Zögernd trat er über die Schwelle. „Warum hier?" fragte er verwundert.

„M'r hend denkt, daß dir dei Stüble doch nimmer gut gnug sein könnt, und drum hendmer die gut Kammer für dich gricht't", war die Antwort.

„Bin ich denn als Bruder oder bloß als Gast heimgekommen?" fragte er herb.

Hanne schaute ihm kalt ins Gesicht. „Als fürnehmer, nobler Bruder . . . und m'r sind Bauern blieben, Heinrich! — — Schlaf gsund!" Sie schloß lautlos die Türe, und dumpf hallten ihre Schritte auf der Stiege . . .

Heinrich war allein. Unschlüssig stand er in der Mitte der Kammer und lauschte in das stille Haus hinein. Es war also so gekommen, wie er es vorausgeahnt hatte: als bloßer fremder Gast weilte er im Hause seines Vaters. Wäre er doch geblieben, wo er war! Was konnte den Vater seine verspätete Heimkehr noch nützen? In Chur hate es Tränen gegeben, bittere Abschiedstränen! Und im Schwarztann? Wer würde ihm hier nachweinen? — — „Wenn du amal hörst, wo du auch grad sein magst, daß der Scheibenhofer gstorben ist, dann schnall deinen Ranzen um und kehr heim!" hatte der Vater ihm ein paar Tage, bevor er fortzog, ans Herz gelegt. Und eingedenk dieser Worte war er jetzt auch gehorsam heimgekehrt. Und die Schwestern waren vielleicht der Meinung, daß ihn das Erbe, der Hof, heimgelockt hätte! Sie konnten ja nicht wissen, wie weit sein Sinn hinausgewachsen war über den Felsring der Gottesackerberge . . .

Dann öffnete er seinen Ranzen, legte seine Wäsche in den Schrank und richtete sich für einige Tage in dem fremden, ungemütlichen Zimmer häuslich ein. Schließlich setzte er sich auf den Bettrand, holte aus dem Ranzen ein kleines Bild hervor, das er lange und tief betrachtete. Auf sein Gesicht stahl sich ein wehmütiges, sehnsüchtiges Lächeln: es war das Bildnis eines jungen schönen Frauenkopfes „Herta!" flüsterte er. „Wenn du mich hier so sähest!" — Dann sank seine Hand herab, die Stirne furchte sich und sein Blick richtete sich durchs Fenster hinaus in die rabenschwarze Nacht. Wovor fürchte er sich denn immer? Wer konnte ihn denn hindern, wieder in die Welt hinaus zu fliehen, wenn es ihm im Schwarztann zu eng würde? Der Vater war tot, und die Schwestern würden ihn wohl kaum zurückhalten. Zenzl von der Rabenfluh? Nein! — Und doch war es ihm, als erstünden um ihn herum Mauern, durch die es kein Entrinnen mehr gab. War es Johannes Aigner, der das Testament des Vaters in Händen hatte? Aber was gingen ihn heute noch die Gesetze der Freien vom Freital an?

Er war Heinrich Schrund, der Bildhauer aus Chur, und seine Heimat lag heut weit drüben über den schwarzen Bergen. „Mut!" flüsterte er sich zu. „Wenn ich auch ein Sohn des Schwarztanns bin, deshalb bin ich nicht minder ein freier Mann!" — Er versenkte das Bild wieder in den Ranzen, den er im Schrank einschloß, als hätte er ein großen Geheimnis zu wahren. Dann entkleidete er sich rasch und löschte das Licht . . .

*

Trotz der Müdigkeit fand er erst gegen Morgen zu einem tiefen Schlaf. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Kein Laut rührte sich im Haus; nur von draußen kam das friedliche Geläute der weidenden Kühe. Er sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster. Nicht weit vom Haus entfernt bewegte sich das Vieh des Scheibenhofes auf einer weiten, umzäunten Weide: lauter saubere, schöne Tiere. Zehn Stück zählte er, und diese Zahl bereitete ihm einiges Staunen, weil er sich gut erinnern konnte, daß man früher nie über die Zahl acht hinausgekommen war. Hatte man ein Grundstück angekauft? Oder sollte Hanne es wirklich so gut verstehen, den Ertrag des Bodens zu steigern? Besser als der Scheibenhofer es verstanden hatte?

Er ging in die Stube hinab. Kein Mensch war weit und breit zu sehen oder zu hören. Sein Frühstück stand auf dem Tisch bereit. Sicher waren alle schon draußen auf der Wiese.

Lange stand Heinrich unschlüssig im Haus herum; er wußte nicht, was er machen sollte. Schließlich wanderte er draußen einigemal ums Haus herum und schaute dann in den kleinen Anbau, der an der Rückfront des Hauses angebracht war. Früher, als im Schwarztann noch die Pferdezucht von großer Bedeutung war, hatte dieser Anbau als Roßstall gedient. Jetzt waren alle möglichen Geräte und Dinge darin untergebracht. Bevor er in die Fremde gezogen war, hate er hier seine Werkstätte als Steinmetz, und eine große Anzahl von Grabsteinen, Steinkreuzen, Figuren usw. aus den ungefügen Molasseblöcken gehauen, teils im Auftrag der Schwarztannler, teils zur eigenen Übung und Fortbildung. Davon war heute keine Spur mehr zu entdecken. Brennholz und unnützer Kram lag herum. Nur an der Rückwand lehnten noch ein paar große Felstrümmer aus jener Zeit, die den rührigen Aufräumern jedenfalls zu schwer geworden waren. Das Werkzeug war in eine offene Kiste zusammengetan und beiseite gerückt. So war er auch aus diesem Raum hinausgedrängt worden! Schon gut: in Chur hatte er eine bessere und bequemere Werkstätte! Und doch ärgerte es ihn, daß man alles so beflissen aus dem Weg geräumt hatte, was daran erinnerte, daß der Scheibenhof auch einen männlichen Nachkommen hatte.

Als Heinrich den Raum verließ, schlug er die Türe krachend hinter sich zu, und sein Gesicht zeigte einigen Unwillen. Ach, er kannte seine Schwestern! Und es lag ihm einfach nicht, sich dem Weiberregiment unterzuordnen, und wäre es auch nur für einige Tage gewesen. Er hatte doch erwartet, daß wenigstens bis zur Testamentseröffnung alle drei Geschwister zu gleichen Rechten im Scheibenhof ein und aus gehen dürften.

Langsam ging er den Zaun der Viehweide entlang dem Talgrund zu. Sollte er zur Rabenfluh hinübergehen? Aber auch die da drüben befanden sich jetzt bei der Arbeit, und er wäre nur dabei hinderlich gewesen. — Unerträglich war dieses Herumlungern, dieses Nichtstun! Der einzige Sohn des Scheibenhofers als Gast im Hause des Vaters! Warum! Weil seine Schwestern ihn aus den Rechten der Heimat gestrichen hatten. Stiefschwestern! — —

Er setzte sich an den Wiesenrain und grübelte eine Stunde vor sich hin, bis ihm dann der erlösende Gedanke kam, daß er eigentlich gut einen Stein für das Grab seines Vaters hauen könnte. Darüber würden die Tage dieses furchtbaren Wartens vergehen, und schließlich war es ja auch nicht mehr wie recht und billig, dem Toten diese letzte Ehre zu erweisen. Man müßte nur einen der großen Steine, die noch in seiner ehemaligen Werkstatt lagen, auf den Gottesacker hinabfahren, dann könnte er gleich mit der Arbeit beginnen.

Er stand rasch auf und wollte zum Scheibenhof zurück, um den Molasseblock aus dem Schuppen zu rollen, bis das Fuhrwerk zu Mittag heimkam.

Da hörte er ganz in der Nähe einen Schritt. Ein kleines Stück unterhalb ging wie zufällig ein Bauernbursche vorbei: die Hände in die Hosentaschen versenkt, den Blick mürrisch zu Boden gerichtet, schlenderte er dem Weg zu, der zum Wirtshaus hinüberführte. Der Klausenjörg! — — —

Heinrich konnte sich wohl erinnern, daß der Klausenbauer hier in der Nähe eine Wiese hatte. Aber was hatte der Bursche um diese Zeit, da doch alle sich mitten in ihrer Tagesarbeit befanden, in der „Rabenfluh" zu suchen? — — War ein Trinker aus ihm geworden? — — — Überhaupt schien das Wesen des Burschen sich in den letzten fünf Jahren im Grunde verändert zu haben. Das zeigten die mürrisch hochgezogenen Schultern, das finstere Gesicht. — — Wohl kannte er ihn immer schon als einen verschlossenen, finsteren Menschen, als Kind schon war er trotzig und störrisch, ein Spielverderber, mit dem man sich nie gerne einließ. Und doch konnte er sich nicht erinnern, daß sie im Streit auseinandergegangen wären . . .

„Wohin, Jörg?" rief Heinrich dem Burschen nach.

Der Angerufene blieb stehen und schaute herauf, unschlüssig, ob er eine Antwort geben sollte oder nicht. Als er aber sah, daß Heinrich ihm nachging, machte er doch einige Schritte ihm entgegen.

„Gehst du in d' Rabenfluh?" fragte Heinrich in möglichst freundlichem Ton.

Der Bursche schaute ihn durchdringend an und machte dann ein beleidigtes Gesicht. „I bin kein Säufer! — — Hast du auch schon ghört, was man im ganzen Schwarztann schreit?"

„Was denn?" Heinrich war überrascht.

„Der Klausenjörg tät saufen!" Er lachte grob und wild auf. Dann verzog er sein Gesicht zu einer wüsten Grimasse, ballte die Fäuste, und es dauerte lange, bis er seine innerliche Wut zum Schweigen brachte. Darauf nahm er Heinrich fest unter die Augen: „Warum er plötzlich jetzt heimgekommen sei . . .?"

Auch diese Frage hatte Heinrich nicht erwartet, und vor allem überraschte ihn der lauernde, feindselige Ton, in dem Jörg jetzt zu ihm sprach . . .

Warum? Er müsse doch heimschauen, da doch sein Vater gestorben sei. Gestern abend sei er angekommen.

Der Klausenjörg schaute lauernd zu ihm auf: Er hätte ihn schon gesehen, und er könne sich wohl denken, daß man in der Rabenfluh an seiner Heimkehr mehr Freude gehabt hätte als im Scheibenhof.

„Wieso?"

Der Bursche zuckte die Schulter. Er denke sich nur so . . . In diesem Augenblick sah er recht niederträchtig drein. „Bleibst du länger da?" fragte er dann so nebenbei, aber Heinrich hörte deutlich heraus, daß ihm sehr viel an der Beantwortung dieser Frage lag.

„Das hängt von den nächsten Tagen ab."

„Aha!" Dann legte sich auf sein Gesicht ein beißender Spott: Man dürfe ja nicht viel Stolz im Leib haben, wenn es einem so passe, wie es heut im Scheibenhof sei: Ob er schon wisse, wie man den Scheibenhof heut heiße? Weiberhof! — — — Hanne sei sicher eine gute Bäuerin, aber die möchte er kennen, die neben ihr Scheibenhoferin werden möchte, falls er doch einmal den Hof übernehme . . !

Diese Rede ärgerte Heinrich. Aber er sagte nichts. Es war ja auch nicht zu verwundern, daß die Leute spöttelten. Aber er konnte doch nicht am ersten Tag schon mit der Faust über den Tisch schlagen . . . Weiberhof! — — — Furchtbar! — —

„Von mir aus!" ließ sich der Klausenjörg wieder hören. „I hab's auch nit gern gsehn, daß du heimkommen bist, grad jetzt . . . Aber . . ."

Heinrich horchte auf. Also hatte er sich doch nicht getäuscht. „Warum willst du dich mit mir nimmer vertragen, Jörg?"

„Es sind jetzt grad mehrere im Schwarztann, die sich nimmer vertragen wollen; wie's halt ist, wenn a schön's Mädle zum Heiraten rüst't. Und du . . . du paßt da scho ganz schlecht dazu!"

Nach diesen Worten ließ der Bursche den anderen stehen und ging davon . . .

(Fortsetzung folgt.)

Männer des Sudetenlandes.

Von Oskar G. Foerster.

Das sudetendeutsche Volk hat in seiner vielhundertjährigen Geschichte mit zäher Treue an seinem Volkstum und seiner Kultur festgehalten. Darüber hinaus leistete es manchen Beitrag zur gesamtdeutschen Kultur. Kolonisatoren, Städtebauer, Kunsthandwerker, Pioniere der Wirtschaft und tapfere Soldaten taten auf hart umkämpftem Boden ihre Pflicht für die Heimat.

Unvergessen sollten jedem Volksgenossen die Namen jener Sudetendeutschen sein, die für immer in die Geschichte der deutschen Kultur eingegangen sind. Es befinden sich Namen darunter, die uns allen geläufig sind, und doch wissen nur wenige, daß ihre Träger Männer aus dem nun zur großen Mutter Deutschland heimgekehrten Sudetenland waren.

Als einer der ersten dieser Großen tritt uns der Minnesänger Ulrich von Eschenbach entgegen, der im 13. Jahrhundert am Hof des Königs Wenzel II. lebte und Böhmen als seine Heimat pries. Er war der erste Sänger dieses deutschen Landes; in seinem „Alexanderlied" (1284), das die Taten Alexanders des Großen besingt, finden wir das erste Dichterlob des Leitmeritzer Weins:

„Statt des Wüstensandes voll Gold
Einen Keller ich erküren wollt'
Zu Leitmeritz in der Stadt . . ."

Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache wurzelt — auch das wissen wenige — im Sudetendeutschtum der Zeit Karls IV. Die neue Schreibweise, die sich in der kaiserlichen Hofkanzlei in Prag entwickelte, drang von den sudetendeutschen Gebieten nach Meißen — und dieses „Meißener Schriftdeutsch" war nach Luthers Bericht die Sprache, in der seine Bibel ins Volk drang. Aber auch das erste Zeugnis neuhochdeutscher Dichtung verdanken wir einem Deutschen Böhmens. Johann von Tepl, Schulmeister und Stadtschreiber in Saaz, dichtete um 1400 das Streitgespräch „Der Ackermann und der Tod". In volkstümlicher Sprachgewalt und leidenschaftlicher Wärme erblüht hier im Streit um den letzten Sinn des Lebens rein und hell das Lebensgefühl des deutschen Menschen: Sieg über Tod und Not durch Wahrheit und Treue!

Ein Jahrhundert später wird in diesem Lande Nikolaus Hermann geboren, der von 1518 bis 1547 als Lehrer und Kantor in St. Joachimstal wirkt und einer unserer bedeutendsten Kirchenlieddichter war. Sein Weihnachtslied: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich" erklingt noch heute.

Paul Schürer gründete Ende des 16. Jahrhunderts in Falkenau seine erste Glashütte — schon nach einem Jahrzehnt war das „böhmische Glas" an die Stelle des alten Venezianerglases getreten. Aus den Glashütten Böhmens wanderten die Erzeugnisse dieses deutschen Kunsthandwerks in alle Welt.

Dem Sudetendeutschtum entstammte auch der größte Meister des deutschen Barocks: Balthasar Neumann, 1687 in Eger geboren. Als Soldat diente er in Würzburg bei der Artillerie. Ihm verdanken wir Deutschlands prächtigstes Schloß, die Würzburger Residenz, Bauten in Bruchsal und Brühl, die Abteikirche von Neresheim, Bauten, in denen bei aller Zierlichkeit und Schmuckfreude doch eine starke innere Kraft zum Ausdruck kommt. Um die gleiche Zeit lebte in Freiwaldau der Amtmann Ditters von Dittersdorf, dessen Opern durch Deutschland und England gingen und stürmischer bejubelt wurden als Haydns erste Werke. 1799 starb der volkstümliche Komponist in tiefer Armut in Neuhaus in Böhmen. Doch hatte er es noch erleben dürfen, wie der Ritter Christoph Willibald von Gluck, der seine Jugend in Neuschloß bei Böhmisch-Leipa verlebte, die deutsche Oper erneuerte.

In Freiwaldau erblickte im gleichen Jahre Vinzenz Prießnitz das Licht der Welt. Er wurde Bauer wie seine Ahnen, aber in Gräfenberg entdeckte er eine heilkräftige Quelle, und bald kuriert er die Leute mit seinem „Wasserheilverfahren". Man verurteilte ihn als Kurpfuscher zu Haftstrafen — aber die Wahrheit seiner Ideen vermochte niemand mehr zu widerlegen. Der naturheilkundige Bauer begründete einen neuen Zweig der Heilkunde, der bis in unsere Gegenwart von Segen und Erfolg gekrönt blieb.

Zwei Jahre vor Benjamin Franklin stellte der Deutschböhme Prokop Diwisch auf seinem Hause in Znaim eine „Wettermaschine" auf, die genau nach denselben Grundsätzen erdacht war wie Franklins Blitzableiter! In Znaim lebte übrigens auch Charles Sealsfield (1793 bis 1864), jener Dichter mit dem deutschen Namen Karl Postl, der als ein Meister der guten Abenteurererzählung Weltruhm erlangte. Sein „Kajütenbuch" und seine Seegeschichten und Reiseromane werden noch heute gelesen. In seinen Wanderjahren durch Mexiko träumte der Dichter oft von jenen wilden Felsen und Schluchten an der Thaya oberhalb seiner Heimatstadt und fand manche Vergleiche zwischen dieser romantischen Hochebene und den Bergen der neuen Welt.

Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig kennt jeder Deutsche mindestens vom Bilde her. Weiß aber jeder, daß die Standbilder, wie überhaupt der ganze bildhauerische Teil des Denkmals von einem Sudetendeutschen stammen? Der junge böhmische Bildhauer Franz Metzner, 1870 in Wscherau geboren, erhielt diesen ehrenvollen Auftrag. — Und wer hat die Schiffsschraube erfunden? 1827 gelang es dem böhmischen Forstmeister Joseph Ressel, diese alte Idee zu verwirklichen. Als er zwei Jahre später mit seinem Schraubendampfer „Civetta" in Triest die erste erfolgreiche Fahrt unternahm, war dies die Geburtsstunde der modernen Schiffahrt. Freilich — die Bürokraten verboten seine Erfindung, weil sie „lebensgefährlich" sei, und Ressel geriet in Vergessenheit. . . . .

Niemand hat zu Lebzeiten des Sudetendeutschen Gregor Mendel die welterschütternde Bedeutung seiner Entdeckung der Vererbungsgesetze erkannt. Der Hilfslehrer am Brünner Gymnasium und spätere Abt begann vor 80 Jahren im Brünner Stiftsgarten jene botanischen Versuche, die ihn zur Entdeckung der „Mendelschen Regeln" führten. Erst nach Mendels Tod verschafften andere Forscher seinem Werk Anerkennung.

An Dichtern ist das Sudetenvolk zu allen Zeiten reich gewesen. In Johannesberg wurde 1790 Christian Freiherr von Zedlitz geboren, der in seinen Balladen die Gestalten der deutschen Vergangenheit besang; in Oberplan kam als Sohn eines armen Leinewebers Adalbert Stifter zur Welt, in ihm erstand der Klassiker des Böhmerwaldes, ein Dichter der Stille und der Heimat. Robert Hohlbaum, Hans Watzlik, Karl Hans Strobl, Franz Höller sind Dichter unserer Zeit, die aus der Kraft und Tiefe ihres Volkstums schöpfen und damit zugleich Rufer ins Reich wurden

Am Ende einer Reihe von treuen und volksbewußten deutschen Männern aber steht der große politische Führer des sudetendeutschen Volkes: Konrad Henlein. Ihm gelang es in einer Zeit bitterster Not, die Sudetendeutschen zu einer festen Gemeinschaft zu einen und sie in siegreichem Kampf um das völkische Lebensrecht ins Reich heimzuführen.

Vier ehrenwerte Gentlemen.

Eine Texasgroteske von Olav Sölmund.

Vier Jäger, ein Bankpräsident, ein Richter, ein Senator und ein Professor lagerten nach einer ergiebigen Jagd um das lodernde Feuer, an dem das Wildbret am Spieße briet. Fleißig kreiste die Whiskyflasche.

„Sagen Sie doch, mein Lieber", wandte sich im Gespräch plötzlich der „Richter" mit einem pfiffigen Lächeln an seinen Nachbarn, den „Bankpräsidenten", „wie kamen Sie eigentlich nach Texas, um sich ausgerechnet hier niederzulassen?"

Der Gefragte nahm die Pfeife aus dem Munde, spukte kunstgerecht an einen etwa 10 Meter entfernten Baum und erwiderte achselzuckend:

„Oh, die Sache ist nicht der Rede wert. Die Bank, an der ich in Chikago angestellt war, weigerte sich, einen Scheck von fünfzigtausend Dollar zu honorieren."

„Sie war bankrott?"

„Ganz und gar nicht! — im Gegenteil, sie floriert heute noch!"

„Ja warum denn in aller Welt honorierte der Bankpräsident den Scheck nicht?"

„Oh, er behauptete, er habe ihn gar nicht unterschrieben."

„Und das wußten Sie nicht sicher?"
„Nein, so genau weiß ich es jetzt auch noch nicht!"
„Warum denn nicht?"

„Weil ich eben gerade am Tage vorher, ehe er die Entdeckung machte, nach Texas gegangen war!"

„So, dann allerdings — —"

Alle vier Gentlemen qualmten aus ihren kurzen Pfeifen und spuckten nach ihren Stiefelspitzen.

Da nahm der „Richter" einen tiefen Schluck und unterbrach die Stille:

„Ein Vertrauen ist das andere wert. Ich kam hierher, weil ich gerne heiraten wollte!"

„Konnten Sie denn das zu Hause nicht?" meinte sein Nachbar.

„Nein!"
„Warum denn nicht?"
„Weil meine Frau es nicht leiden wollte!"
„Ihre Frau selbst? Wieso denn?"

„Ja, ich meine nicht die, die Sie kennen, sondern die andere — die in Newyork!"

„Ach sooo . . ."

Nachdem die beiden Gentlemen ihre Einwanderungsgründe erzählt hatten, wandte man sich an den dritten, den „Senator", mit der gleichen Frage, die dieser nach dem eben Gehörten auch nicht übel nehmen konnte.

„Well", meinte dieser, „die Sache verhielt sich so. Als Nachbarn in Boston hatte ich einen Menschen, mit dem ich schon seit Jahren in Unfrieden lebte, und der mir alles zu Leide tat, was er nur konnte."

„Und da haben Sie sich revanchiert?"

„Oh nein. Aber da spielte mir der Halunke eines Tages den infamen Streich, sich nach einem Wortwechsel in meiner Gegenwart und mit meinem Revolver totzuschießen."

„Ah —!"

„Ja, und da ich eben keine Zeugen hatte, ging ich nach Texas!"

„So — — So!"

Währenddem hatte der „Professor" anscheinend teilnahmslos auf dem Rücken gelegen und, nur unterbrochen von zeitweiligem Ausspucken, in feierlicher Andacht das Firmament betrachtet. Wer und was dieser ehrenwerte Gentleman eigentlich war, daß wußte niemand recht. Er lebte, wie viele andere „Bürger" dieses Staates, meist vom Spiel, jedoch sein salbungsvolles Benehmen hatte ihm den Beinamen „Professor" verschafft, gegen welche Titulierung er sich auch niemals mit einem Wort verwahrt hatte.

Auf die Frage des „Senators" nach seinen Gründen erwiderte er nach längerem Schweigen:

„Oh, die Welt ist sehr schlecht, das habe ich erfahren. Ich kam hierher, weil ich mich mit meinen Kollegen überworfen hatte."

„Wie ist das nur zugegangen bei Ihrer bekannten Gutmütigkeit?"

„Oh, da war eine große Schulgemeinde in Kentucky, deren Vorsteher ich war. Diese sammelte damals etwa dreißigtausend Dollar zum Bau einer neuen Schule. Die Ältesten übergaben mir das Geld, und da — —"

„Und?" fragte man gespannt.

„Da baute ich eben die Schule nicht, sondern — zog nach Texas!"

Und der Herr „Professor" blickte wieder zum Himmel in der Erinnerung sich wiegend, wie ungerecht doch die Welt im allgemeinen und im besonderen und wie schön es doch dagegen in Texas sei.



Bunte Chronik



Brieftauben holen Flugzeughilfe!

Selbst im Zeitalter der Telephone und der Funktelegraphie, der Flugzeuge und des Rundfunks sind Brieftauben zu gebrauchen. Dies beweist ein Vorfall in Waziristan, bei dem englische Brieftauben eine hervorragende Rolle spielten. Eine englische Militärabteilung, die von Eingeborenenstämmen überraschend überfallen wurde, hätte unweigerlich ohne die geflügelten Nachrichtenüberbringer zu Grunde gehen müssen. Sie wußte sich der Übermacht des Gegners keinen anderen Rat mehr, als Brieftauben zur nächsten Telephonstation mit der Bitte um schleunige Flugzeughilfe zu schicken.

Die Tauben legten den Weg in einer Viertelstunde zurück. Die Telephonzentrale benachrichtigte den nächsten Flugplatz. Bereits nach einer halben Stunde erschienen die britischen Militärflugzeuge, warfen Munition, Lebensmittel und Arzneien über den bedrängten Truppen ab und bombardierten die Belagerer.

Bei dieser glänzenden Zusammenarbeit zwischen Brieftauben und Flugzeugen in den Einöden Nordindiens spielten die Tauben gegen ihre sonstige Gewohnheit nicht den Friedenskünder, sie brachten vielmehr den abergläubigen Eingeborenen Waziristans Bomben und Unheil.

*

Löwen in Lyon.

Die französische Seidenstadt Lyon hat dieser Tage einen bösen Schreck gehabt, der aber harmlos auslief. Nicht weniger als fünf Löwen, drei Männchen, zwei Weibchen, brachen aus einem Zirkus aus und wanderten durch Lyon. Genau gesagt waren es aber nur fünf Löwchen, junge Tiere. Sie gingen ganz gemütlich in einer der Hauptalleen spazieren, verbreiteten aber natürlich Schrecken und Entsetzen. Die Menschen flüchteten in die Häuser und verriegelten sich.

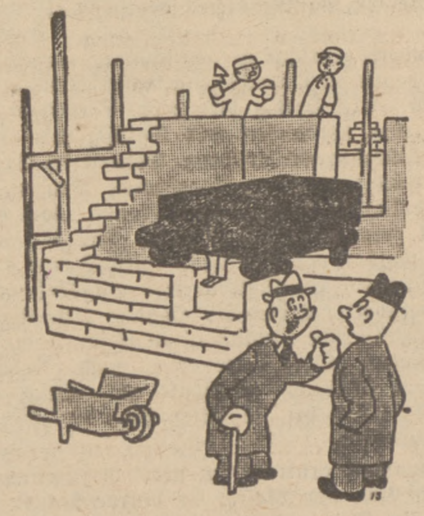
Vier Löwen konnten rasch eingefangen werden, der fünfte aber wollte die Freiheit genießen und entwischte hierhin und dorthin, bis er in einen Hof gedrängt wurde und der Löwenbändiger ihn mit der Schlinge einfing. Auch da ergab der junge Löwe sich noch nicht sofort, sondern teilte nach rechts und links reichliche Tatzenhiebe aus, die auch Männer der Hilfsmannschaft leicht verwundeten. Auf die Verteidigung durch seine Zähne war das junge Tier glücklicherweise noch nicht verfallen.



Lustige Ecke



Der kleine Neubau.



„Das war die einzige Art, das Klavier ins Haus zu bekommen!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.